

NEUE SERIE Die Vielfalt Europas bietet viele Chancen für Zukunftsfragen. Auf diese Ansätze richtet sich der Blick unserer Reihe „Von Europa lernen“. Wir starten mit Spanien und seinem bemerkenswerten Transplantationssystem.

Unschlagbar beim Organspenden

Spanien verfügt über das effektivste Transplantationssystem der Welt – Auf die Organisation kommt es an

Spanien hat die höchste Organspenderate der Welt. Dabei sind die Spanier eigentlich nicht spendewilliger als andere Europäer. Doch ihr Transplantationssystem funktioniert besser als andere.

MARTIN DAHMS

Jacobo Elosua war gerade 30 Jahre alt, als sich die Katastrophe in sein Leben schlich. Dezember 2004: Elosua arbeitete als Investmentbanker für eine Schweizer Bank in London. Dann flog er über Weihnachten in seine Heimatstadt Vigo im Nordwesten Spaniens. Er verabredete sich mit seinem Vater. Auf dem Weg zum Treffpunkt spürte er, wie ihm die Luft wegblieb. „Ach, irgendeine Kleinigkeit“, dachte er. Er ließ sich einen Arzttermin geben und fuhr in Skiurlaub, wo die Atembeschwerden zunahm. Zurück in Vigo, erfuhr er vom Arzt, „dass es ernst war“. So ernst, dass anderthalb Jahre später der Tod bei ihm anklopfte. Lungen-Histiozytose X hieß die unheilbare Krankheit. Eine Lungentransplantation rettete ihm das Leben.

Jacobo Elosua lebt, weil ein anderer starb und dessen Angehörige in die Organspende einwilligten. Elosua weiß nicht, wo er seinen Dank loswerden soll. „Ich hätte mich gern persönlich bei den Angehörigen bedankt. Aber es ist nicht vorgesehen, dass du Kontakt zur Familie des Spenders hast.“ Stattdessen hat sich Elosua, indem er seine Geschichte erzählt, zum Werber für die Organspende gemacht. Denn: „Ich finde, dass ich noch in der Schuld des Systems stehe.“

Das „System“, von dem Elosua spricht, ist das spanische Transplantationssystem. Es ist, gemessen an der Zahl der Organspender, das erfolgreichste der Welt. In keinem anderen Land wäre Elosuas Leben mit größerer Wahrscheinlichkeit durch ein Spenderorgan gerettet worden als in Spanien. Im vergangenen Jahr gab es 35,3 Organspender pro Million Einwohner, mehr als doppelt so viele wie in Deutschland (14,4 pro Million). „Wir geben nicht vor, die Besten in allen Aspekten der

Transplantation zu sein“, sagt Rafael Matesanz, Direktor der spanischen Nationalen Transplantationsorganisation (ONT). „Was wir beitragen, sind Strategien, um die Organspende zu verbessern.“ Das klingt bescheiden. Ganz so ist es nicht gemeint. Matesanz weiß, was er in 23 Jahren erreicht hat.

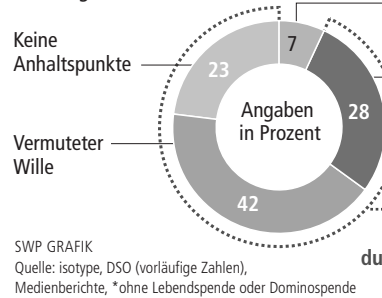
Als der heute 62-jährige Nierenfacharzt 1989 die ONT ins Leben rief, hatte Spanien ungefähr dieselbe Spenderrate wie Deutschland heute. Dass sich diese Rate seitdem mehr als verdoppelt hat, liegt nicht daran, dass sich die Spendebereitschaft der Spanier entscheidend verändert hätte. Auf die Eurobarometer-Frage: „Wären Sie bereit, eines oder mehrere Ihrer Organe nach Ihrem Ableben zu spenden?“, antworteten 57 Prozent der Spanier mit Ja – das ist nicht mehr als europäisches Mittelfeld. „Es gibt keine Korrelation zwischen der Spendebereitschaft einer Bevölkerung und der Zahl der effektiven Spender“, sagt Matesanz. „Manche Länder geben sehr viel Geld für Sensibilisierungskampagnen aus. Die sind völlig nutzlos. Sie überzeugen nur den, der schon überzeugt ist.“

Statt zu versuchen, aus den Spaniern bessere Menschen zu machen, hat sich die ONT darauf beschränkt, die Organisation der Organspende zu verbessern. Entscheidend für den Erfolg eines Transplantationssystems ist seine Fähigkeit, „die potenziellen Spender auch zu entdecken“, sagt Rafael Matesanz. „Und im Entdecken ist das spanische System wirklich sehr effizient.“

Zentrales Element dieses Systems sind die Transplantationskoordinatoren, die in allen 180 Krankenhäusern mit Intensivstation ein Auge auf mögliche Organspender haben. Weil Spaniens staatliches Gesundheitswesen verhältnismäßig wenig, aber dafür große Kliniken betreibt, gewinnen die Koordinatoren schneller Erfahrung mit dem Erkennen potenzieller Organspender. In Deutschland gibt es nicht 180, sondern rund 1400 Krankenhäuser mit Intensivstation – unter Organspendeaspekt „ein Wahnsinn“, findet Rafael Matesanz.

In den meisten Fällen entscheiden Angehörige

Entscheidungsgrundlagen zur Organspende* (Zahlen gerundet)



SWP GRAFIK
Quelle: Isotype, DSO (vorläufige Zahlen), Medienberichte, *ohne Lebendspende oder Dominospende

In Deutschland legen bisher nur 7 Prozent der Bundesbürger ihren Willen zur Organspende schriftlich fest. In den meisten Fällen entscheiden Angehörige über eine Organentnahme bei einem hirntoten Menschen. Das ist auch in Spanien so. Nur gehen dort Transplantationsmediziner gezielter auf Angehörige zu – durchaus mit Erfolg. eb



Nach der Organentnahme: Eine Niere wird für den Transport bereitgemacht. Foto: dpa

ders zur Organentnahme ab. Rubio muss um Einverständnis bitten: Eine Aufgabe, an die er sich auch nach vier Jahren als Transplantationskoordinator noch nicht gewöhnt hat. Manchmal erlebt er, dass ihm die Familie zuvorkommt und von sich aus fragt, ob man nicht die Organe spenden könne. „Das ist sehr berührend“, sagt der Arzt. „Sie haben gerade erfahren, dass ihr Angehöriger gestorben ist. Sie weinen. Und trotzdem sagen sie dir: Wir würden gerne spenden.“

Nicht alle Angehörigen willigen in die Organspende ein. Rubio versucht sie zu überzeugen. Er fragt nach dem mutmaßlichen Willen des Verstorbenen, stellt die Lage der Patienten dar, die auf ein Spenderorgan warten. „Und danach sagen sie oft Ja. Und manchmal Nein.“ Eine Ablehnung sei „vielleicht ein wenig frustrierend“, meint Rubio, aber er könne die Angehörigen verstehen: „Es ist eine dramatische Situation für die Familie.“

Erstauslich bleibt, wie viele von ihnen in Spanien schließlich ihre Zustimmung zur Organentnahme geben: 84 Prozent. Ein weit höherer Wert als die 57 Prozent, die in der Umfrage ihre Bereitschaft zur Organspende bekundeten. Die spanischen Transplantationskoordinatoren und ihre Mitarbeiter sind für die Gespräche mit den Angehörigen geschult. Auch deswegen ist das System so erfolgreich.

Diejenigen, die bis zum Schluss beim Nein bleiben, sind nicht unbedingt hartherzig. Sie sind skeptischer. Sie misstrauen der Versicherung des Arztes, dass ihr Angehöriger tot sei. Ein klassischer Organspender ist ein Patient, dessen Gehirn gestorben ist, der aber weiter künstlich beatmet wird, so dass sein Herz noch weiter schlägt. „Der Grund Nummer 1 in Spanien, die Organspende abzulehnen, ist das Nichtverstehen des Hirntods“, sagt ONT-Direktor Matesanz.

Jacobo Elosua hat eine pragmatische Einstellung zu den Dingen. Auch zu den Spenderlügen, die seinem Körper seit sechs Jahren am Leben halten. „In dieser Zeit habe ich keine zwei Minuten darauf verwendet, für meine Lungen ein Gefühl der Fremdheit zu empfinden“, sagt er. „Sie sind eine Maschine.“ Eine Maschine, die ihn frei atmen lässt. „Mich erfüllt fast sowas wie Stolz.“ Jacobo Elosua pflegt sich und seine Lungen. Er will mit ihnen noch viele Jahre Luft holen.

muss sie zugleich nach ihrer Nützlichkeit für eine mögliche Organspende beurteilen. Juan José Rubio, seit vier Jahren Transplantationsbeauftragter am Krankenhaus Puerta del Hierro im Madrider Vorort Majadahonda, antwortet auf die Frage, ob er sich deshalb manchmal wie ein Geier fühle, ohne zu zögern mit „ja“. Doch der ernsthafte 59-jährige gerät darüber nicht in ethische Konflikte. „Wenn du einem deiner Spender vier Organe entnimmst, gibt es danach vier operierte Patienten. Wenn alles gut läuft, merkst du sofort, dass du etwas Sinnvolles getan hast. Wir sorgen dafür, dass alle auf der Intensivstation erfahren, wie es den Leuten geht, die ein Spenderorgan erhalten haben. Damit sie sich eben nicht wie Geier fühlen.“ Das Glück einer Transplantation hängt von der Zustimmung der Angehörigen eines potenziellen Spen-

„Ein Treibhaus für die Zukunft“

Der Tübinger Norbert Kreuzkamp wertet die Vielfalt Europas als Chance, Antworten auf komplexe Fragen zu finden

Europas Vielfalt ist ein Trainingsfeld, um Antworten auf schwierige Zukunftsfragen zu finden. Das sagt Norbert Kreuzkamp. Voraussetzung ist allerdings: Man muss von anderen lernen wollen.

ELISABETH ZOLL

Glauben Sie wirklich, dass wir von Anderen in Europa lernen können? NORBERT KREUZKAMP: Ja. Wer sich in Europa bewegt merkt, dass andere ihren Alltag anders organisieren. Das irritiert. Doch merkt man auch, es gibt mehrere Wege, den Alltag oder die Gesellschaft zu organisieren. Ein Beispiel: Ich fahre mit dem Zug von Stuttgart nach Paris: Zwei Stunden in Deutschland, zwei in Frankreich – nur dass die Strecke in Frankreich viel länger ist. Da können wir lernen.

Das setzt die Bereitschaft voraus, dass wir als vermeintliche Muster-schüler Europas unsere Rolle kritisch überdenken. Nehmen Sie solch eine Bereitschaft wahr? KREUZKAMP: Wir waren Muster-schüler in vielen Bereichen, doch müssen wir uns weiterentwickeln, sonst fallen wir zurück. Die Bereitschaft, sich selbst in Frage zu stellen, ist da – zum Beispiel wenn es um die Transparenz in der Verwaltung geht, um die Bekämpfung von Korruption, um Bürgerbeteiligung,

Da haben andere Länder oft interessante Vorgaben.

Und wo hat Deutschland Stärken? KREUZKAMP: Meines Erachtens weniger auf dem Feld der Organisation, wie wir gemeinhin glauben. Da sind die französischen Kollegen oft besser. Das gilt auch für die Qualität von öffentlichen Strukturen und dem Bildungsniveau. Umgekehrt sind meine europäischen Freunde oft überrascht, wie gut es hierzulande gelingt, Bürger einzubinden. Da haben wir Stärken, die in Europa wahrgenommen werden.

Was müssen wir auf den Prüfstand stellen? KREUZKAMP: Unsere Regulierungsdichte. Wir kommen aus einer preußischen Tradition, in der das sehr gepflegt wurde. Doch da kommen wir an Grenzen. Das gilt nicht nur für das Steuerrecht.

Sie arbeiten in europäischen Netzwerken. Was ist nötig, damit man voneinander lernen kann? KREUZKAMP: Sprachkenntnisse. KREUZKAMP: Sprachkenntnisse. KREUZKAMP: Sprachkenntnisse. KREUZKAMP: Sprachkenntnisse. KREUZKAMP: Sprachkenntnisse. KREUZKAMP: Sprachkenntnisse. KREUZKAMP: Sprachkenntnisse. KREUZKAMP: Sprachkenntnisse. KREUZKAMP: Sprachkenntnisse. KREUZKAMP: Sprachkenntnisse.

Haben Sie selbst von Ihren europäischen Kollegen gelernt?

KREUZKAMP: Ganz viel. Dass ich in vielen Zusammenhängen meines Lebens ganz viele Möglichkeiten denken kann, verdanke ich der Arbeit mit ihnen. Die unterschiedliche Wirklichkeitswahrnehmung hat dazu geführt, dass dieser Variantenreichtum Teil meiner Biografie, meines Denkens geworden ist. Das ist ein großer Reichtum.

Unterschiede wahrzunehmen bedeutet noch nicht, dass daraus Lehren gezogen werden. KREUZKAMP: Richtig. Wenn ein Kind ein Lied hört und es wiedererkennt, braucht es einiges mehr um es auch nachsingen oder gar mit anderen Liedern kombinieren zu können. Das geht erst übers Lernen. Das gleiche geschieht beim Wahrnehmen von kulturspezifischem Verhalten. Wie kann ich begrüßen, ohne aufdringlich zu wirken? Die Wahrnehmung von Unterschieden steht am Anfang. Sie ermöglicht adäquates Handeln.

Bedeutet das, dass man sich in Europa inzwischen zwar bewegt, aber in Wirklichkeit doch noch nicht viel voneinander gelernt hat? KREUZKAMP: Das würde ich nicht sagen. Wir haben schon viel gelernt. Die junge Generation hat heute Möglichkeiten, von denen wir früher nicht einmal träumen konnten. Diese Erfahrungen müssen aber noch einmal reflektiert werden, damit sie in das berufliche Leben übersetzt werden können.

Was macht länderübergreifendes Lernen schwer?

KREUZKAMP: Lernen geht vor allem über Verwirrung – und über Anstrengung. Sehr oft projizieren wir in einen Anderen nur eigenen Vorstellungen und Denkmuster. Ihn verstanden haben wir damit nicht. Arbeitet man dann länger zusammen, führt das oft zu völliger Konfu-



Norbert Kreuzkamp. Foto: Zoll

Vernetzung als Programm

Der Tübinger Norbert Kreuzkamp ist Gründungsmitglied im europäischen Netzwerk Tandem plus. Die Organisation führt vor allem junge Menschen aus Europa zusammen, um transnationale Projekte im Bereich des Sozialen, der Jugendarbeit, der beruflichen Bildung zu entwickeln. eth

sion. Die ist heilsam für den weiteren Verlauf. Dann beginnt man, wirklich zuzuhören. Diese Art zu lernen ist nicht einfach. Man muss durch viele Widerstände hindurch.

Macht es einen Unterschied, ob man in großen Themenfeldern wie Arbeitswelt, Umwelt, soziale Fragen binational oder europäisch denkt?

KREUZKAMP: Ja. Ein Beispiel: Wir in Deutschland sind gewohnt, Müll zu trennen. Durch unsere Praxis glauben wir, dass das auch genau so richtig ist. Im Austausch mit anderen merken wir aber, dass unsere Wahrheit nicht die allein selig machende sein muss. Das eröffnet neue Möglichkeiten, komplexe Zukunftsfragen anzugehen. Insofern ist Europa ein breites Trainingsfeld.

Reicht es nicht, wenn wir Fragen an das EU-Parlament delegieren? Dort sitzen Menschen mit unterschiedlichen Denkstrukturen zusammen.

KREUZKAMP: Nein. Bei Finanzfragen machen wir im Moment die Erfahrung, dass viele kluge Menschen im Nebel stochern. Wir merken auch, dass einfache Rezepte – „sollen die doch selbst zahlen“ – nicht taugen. Keiner hat die Lösung. Deshalb bin ich überzeugt, dass das Festhalten an einfachen Formeln ein Erklärungs- und Sprechmuster von vorgestern ist. Wir werden künftig mit komplexeren Antworten rechnen müssen. Brüssel ist in dieser Hinsicht ein Treibhaus für die Zukunft.

Auf welchen Feldern wünschen Sie sich schnelleres Lernen in Europa?

KREUZKAMP: Ich finde, wir lernen schon ziemlich schnell. Man kann diesen Prozess auch nicht unendlich beschleunigen. Und dann geht es in Europa nicht nur ums Lernen, sondern auch ums Handeln und ums Durchsetzen. Das ist eine der zentralen Schwierigkeiten. Früher galt: Wenn ein Problem auftritt, finden wir auch eine Lösung. Jetzt haben wir Anzeichen dafür, dass wir vor Problemen stehen, die wir nicht mehr abschätzen können. Bei den großen Fragen wie der Erderwärmung, der Weltenernährung wissen wir nicht mehr, ob wir es hinbekommen. Da besteht dann die große Gefahr, dass wir den Kopf in den Sand stecken.

Kann das jetzige Europa da noch Mut machen?

KREUZKAMP: Ich schaue mir derzeit sehr genau an, wie meine Freunde und Kollegen in Europa ihren Alltag bewältigen. Bei ihnen werden Löhne gekürzt, wird bei Bildung gespart, den Sozialleistungen... Was bei unseren EU-Partnern geschieht, wird auch für uns Bedeutung haben. Denn diese Menschen arbeiten gezwungenermaßen an der Frage: Wie können wir mit weniger Reichtum gute Formen des Zusammenlebens finden. Menschen in Portugal, Spanien oder Kroatien haben uns das zu sagen. Dort sitzen Pioniere der Krisenbewältigung.